

Related

– eine Neuköllner Initiative engagiert sich gegen Bildungsungerechtigkeit

(Langform des Interviews)

Ursula Reinartz

Durch Veröffentlichung in verschiedenen Medien ist die Redaktion auf die Bildungsinitiative Related aufmerksam geworden. Der praktische Ansatz, in dem Schüler:innen und Lehrkräfte davon berichten, was es bedeutet, an sogenannten Brennpunktschulen zu lernen und zu lehren, interessiert uns und passt zu unserem Magazinthema.

Ursula Reinartz führte das Interview mit Tobias Nolte, einem Initiator von Related

Herr Nolte, Sie haben zehn Jahre als Lehrer im Campus Rütli in Berlin Neukölln gearbeitet. Wie hat Sie Ihre Ausbildung darauf vorbereitet?

Mein Bildungsweg war, bis ich nach Neukölln kam, vollkommen vom Gymnasium geprägt. Ich bin selber auf ein Gymnasium gegangen, habe Lehramt für Gymnasium studiert und habe mein Referendariat an einem Gymnasium absolviert. In Neukölln habe ich mich auf einmal in einer Schulwirklichkeit wiedergefunden, die mit meiner Ausbildung überhaupt nichts zu tun hatte. Im Rückblick habe ich hier gewissermaßen mein zweites Referendariat durchlaufen, weil ich den Beruf an diesem Ort noch einmal ganz neu interpretieren und umsetzen musste.

Inwiefern mussten Sie ihre Vorstellungen ändern, als Sie nach Neukölln kamen?

Mein Bild von Lehrkräften war zuvor immer darauf ausgerichtet, Fachlehrkraft zu sein. Ich selber habe Deutsch und Politik studiert und in meiner eigenen Schulbiografie war es so, dass wir Lehrkräfte hatten, die in den Raum gekommen sind, um in ihrem Fach zu unterrichten. Ich erinnere mich an ein sehr nüchtern-distanziertes Verhältnis zwischen Lehrkräften und Schülerinnen und Schülern, das davon geprägt war, dass die Lehrkräfte Experten für Ihr Fach waren. Diese Fokussierung hat sich in Neukölln quasi auf den Kopf gestellt, weil hier auf einmal andere Dinge viel wichtiger waren. Vorher stand die Fachorientierung im Vordergrund und vielleicht gab es dann auch noch ein bisschen Pädagogik. Am Standort Nord-Neukölln war es auf einmal umgekehrt: Ganz hohe Anteile dieses Jobs machten pädagogisches Arbeiten notwendig und damit einhergehend Beziehungsarbeit mit den Jugendlichen. Es ging darum, erst einmal eine Ebene aufzubauen und zu erreichen, dass man sich vertraut, dass man in einem guten Verhältnis zueinander steht, um dann fachlich arbeiten zu können. Das hat mein Rollenbild von dem, was es bedeutet, Lehrer zu sein, deutlich verändert.

Sie haben ihr Rollenbild als Lehrer sozusagen vom Kopf auf die Füße gestellt und haben später auch eine Bildungsinitiative mitgegründet. Bitte beschreiben Sie uns einmal, was Sie da unter dem Namen *Related* tun.

Die grundsätzliche Idee, die hinter *Related* steht, ist im Jahr 2017 entstanden. Damals war ich schon vier Jahre am Campus Rütli und mit zwei Kollegen an der Uni Oldenburg zu einer Veranstaltung mit dem Titel „Schule der Zukunft“ eingeladen. Wir wollten dem extrem negativ besetzten Diskurs um sogenannte Brennpunktschulen unsere eigene Perspektive entgegensetzen und davon berichten, warum wir gerne an einer solchen „Brennpunktschule“ arbeiten. Über die Jahre und bei verschiedenen ähnlichen Veranstaltungen mit Lehramtsstudierenden haben wir als entscheidenden Schritt aber gemerkt: Es reicht nicht aus, nur darüber zu reden, wie wir uns in unserer Lehrerrolle verstehen, sondern wir müssen auch die Kids mit dazu nehmen. Denn häufig beziehen sich die Stereotype über sogenannte Brennpunktschulen ja vor allem auf die Schülerinnen und Schüler.

Wir haben angefangen, Schülerinnen und Schüler aus der Schule mit an die Unis zu nehmen und Workshops zu geben, um mit zukünftigen Lehrkräften ins Gespräch zu kommen. Es geht darum, was es bedeutet, an solchen Schulen zu lernen und zu lehren – aus Sicht der Schülerinnen und Schüler und aus Sicht von uns Lehrkräften. Die Grundidee von *Related* ist es, der Stigmatisierung von Brennpunktschulen eine andere Perspektive entgegenzusetzen.

Können Sie ein Beispiel nennen, was da konkret den künftigen Lehrerinnen und Lehrern vermittelt wird?

Am Campus Rütli ist es unübersehbar, dass wir es mit Schülerinnen und Schülern zu tun haben, die massive Bildungsbenachteiligungen im System Schule erleben und zwar auf ganz vielen unterschiedlichen Ebenen. Was wir an den Unis immer wieder feststellen, ist, dass die zukünftigen Lehrkräfte aber ganz andere Bildungsbiografien haben. Ähnlich wie ich damals kennen sie Gymnasien, sie haben häufig sehr viele Bildungsprivilegien und daher keine richtige Vorstellung davon, was es bedeutet, als Jugendlicher in anderen Sozialräumen aufzuwachsen. Das ist etwas, was wir versuchen aufzubrechen.

Eine Methode, die wir dabei anwenden, ist ein sogenannter „Bildungsprivilegien-Gang“. Dabei stellen wir die *Related Students* und die Lehramtsstudierenden auf eine Linie und lesen ihnen Aussagen vor, die mit Bildungschancen zusammenhängen. Wenn eine solche Aussage in Bezug auf ein bestimmtes Bildungsprivileg auf jemanden zutrifft, macht man einen Schritt nach vorne. Wenn dies nicht der Fall ist, bleibt man stehen. In dieser Übung zeichnet sich immer wieder ab, wie groß die Kluft zwischen denjenigen ist, die in solchen Sozialräumen wie in Neukölln als Lehrkräfte arbeiten, und denjenigen, die dort als Schülerinnen und Schüler in die Schule gehen. Es ist wichtig, sich klarzumachen, dass die Bilder von Schule und wie Schule zu sein hat, sehr unterschiedlich sind, je nachdem, wie und wo man aufgewachsen ist.

Damit sagen Sie etwas über den Blick von Lehrkräften auf genau diese Schülerinnen und Schüler. Was sind denn diese Einflussfaktoren, die ihre Bildungschancen mindern?

Aus der Vielzahl der Faktoren kann ich hier nur einige Beispiele geben. Es macht etwa einen riesengroßen Unterschied, ob ich in einer Familie aufwachse, in der es selbstverständlich ist, dass mir vorgelesen wird, in der politische Gespräche zum

Alltag dazugehören und in der ich immer wieder ganz viele Bildungsanreize bekomme. Wenn ich so aufwachse, habe ich im Schulsystem immense Vorteile. Es macht auch einen riesengroßen Unterschied, ob ich zu Hause einen Arbeitsplatz vorfinde, an dem ich mich in Ruhe auf Klassenarbeiten oder Abschlussprüfungen vorbereiten kann, ob ich digitale Endgeräte zu Hause habe, mit denen ich arbeiten kann – oder ob all dies nicht der Fall ist.

Die Frage, ob mir wichtige Informationen in meiner Muttersprache zur Verfügung gestellt werden, gehört dazu. Können dadurch auch die Eltern mit in Bildungsprozesse einbezogen werden – oder nicht? Erlebe ich im System Schule Rassismus und Klassismus? Es gibt viele Studien dazu, wieviel schwieriger Bildungswege für Kinder und Jugendliche sind, die aus armen Haushalten kommen, aber auch für Kinder und Jugendliche, deren Eltern nicht in Deutschland geboren sind.

All diese Faktoren erschweren Bildungsbiografien ganz enorm. All das findet aber leider in der Art, wie wir Kinder und Jugendliche am Ende ihrer Schullaufbahn bewerten, überhaupt keine Berücksichtigung. Und darin besteht im Kern die Ungerechtigkeit im System. Es wird immer erzählt, dass es am Ende um Leistung gehen würde. Ich glaube, wir machen uns häufig viel zu wenig bewusst, wieviel Leistung diese Schülerinnen und Schüler eigentlich schon erbringen, die aber nicht gesehen wird.

Welche Leistung zum Beispiel?

Wenn ich zum Beispiel zu Hause nicht für eine Klassenarbeit lernen kann, dann habe ich viel, viel schlechtere Chancen, in dieser Klassenarbeit erfolgreich zu sein. Wenn ich merke, dass meine Eltern am Ende des Monats immer finanzielle Sorgen haben, ich mir vielleicht sogar einen Nebenjob besorge, um meine Eltern zu unterstützen, wenn ich übersetzen muss bei Ämtern, wenn ich mich darum kümmern muss, meine Geschwister von der Kita abzuholen und vielleicht am Nachmittag noch mit für diese Geschwister sorgen muss, dann habe ich weniger Zeit, um für die Schule zu arbeiten. Und das wird sich in den Ergebnissen niederschlagen.

All dies sind Leistungen, die diese Kids zwar erbringen, die aber keine Berücksichtigung finden und die für sie aber die Chancen, am Ende einen guten Schulabschluss zu erzielen, deutlich mindern.

Was braucht das System Schule, um hier benachteiligten Schülerinnen und Schülern bessere Chancen zu geben?

Erst einmal müsste es darum gehen, uns diese Situation bewusst zu machen. Damit ist systemisch noch nichts geändert, aber ich glaube, es fehlt vielfach das Bewusstsein darüber, wie unterschiedlich die Startchancen von Kindern und Jugendlichen sind. In jeder Sonntagsrede, in jeder Partei gibt es den Slogan, dass Bildungschancen unabhängig von der familiären Herkunft sein sollten. Damit halten wir den Mythos aufrecht, dass Lebenschancen in unserer Gesellschaft nach einem fairen Prinzip verteilt werden. Wenn wir ihnen aber tatsächlich faire Chancen geben wollen, dann müssen diese benachteiligten Kids im System Schule massiv bevorteilt werden, dann müssen Sie viel stärker unterstützt werden, damit sie all das, was ihnen außerhalb von Schule an Unterstützung fehlt, in der Schule nachholen können. Das heißt zum

Beispiel, gezielte Fördermaßnahmen in die Schulen hineinzuholen. Hausaufgaben machen dann im Umkehrschluss keinen Sinn mehr. Es geht darum, dieses System viel stärker auf diese Kinder und Jugendliche auszurichten und sie stärker in den Blick zu nehmen.

Sie haben gerade schon einige Beispiele genannt. Welche weiteren Maßnahmen könnten Schülerinnen und Schüler noch voranbringen?

Übergeordnet geht es auch um die Frage, wie stark wir als Schulsystem separieren. Stark vereinfacht läuft es doch oft so: Die Kinder, die nicht die gleichen Startchancen haben, stecken wir in die eine Schule, und die anderen, die es besser haben, gehen aufs Gymnasium. Ein separierendes Schulsystem ist den Bildungschancen **aller** Schülerinnen und Schüler überhaupt nicht zuträglich. Dies ist natürlich ein ganz großes Problem in Deutschland, aber durch die Fokussierung auf das Gymnasium ist es sehr schwierig, dies aufzubrechen.

Ein anderer Punkt ist, dass wir innerhalb von Schule und innerhalb von Unterrichtsentwicklung bildungsbürgerliche Normen und Vorstellung hinterfragen müssen. Lernmaterialien und Curricula sind häufig noch von einem bildungsbürgerlichen Ideal von Allgemeinbildung bestimmt. Und so werden bildungsbenachteiligte Schülerinnen und Schüler von diesen Themen, die nicht die Themen ihres Elternhauses und nicht die Themen ihrer Umgebung sind, nicht wirklich abgeholt.

Was eine gute Schule an Brennpunktstandorten ausmacht, ist eben eine Umkehrung: Dass, man nicht erwartet, dass Schülerinnen und Schüler sich an die Bedürfnisse der Schule anpassen, sondern dass Schule sich an die Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler anpasst. Dass Schule sich so aufstellt, dass sie die lebensweltlichen Fragen und Bedarfe aufgreift, aber vielleicht auch den Verletzungen und den Unsicherheiten und dem Chaos im Aufwachsen dieser Kids Angebote entgegensetzt, die diese Kinder und Jugendlichen auffangen können. Wir müssen uns als Schule viel stärker daran anpassen, mit welchen Jugendlichen wir es zu tun haben, um ihnen die bestmögliche Unterstützung auf dem auch dann immer noch schwierigen Weg zu geben.

Ein konkretes Beispiel, wie wir das am Campus Rütli umgesetzt haben, ist der Kurs „Glauben und Zweifel“. Wir führen hierzu gerade auch eine Fortbildungsreihe für Lehrkräfte durch, die aus zehn Modulen besteht. Der Kurs ist aus der Beobachtung entstanden, dass vielen unserer Jugendlichen in Nord-Neukölln das Thema Religion sehr wichtig ist, sie aber gleichzeitig aufgrund ihrer Religiosität – die allermeisten sind Muslime – in unserer Gesellschaft viele Ressentiments erleben. Das führt dazu, dass das Thema Religion für viele von großer Bedeutung ist, sie gleichzeitig aber in Schule kaum Räume finden, in denen sie über Religion nachdenken und diskutieren können, ohne sich angegriffen zu fühlen. Es geht in diesem Kurs um Identität und die Frage, woher weiß ich eigentlich die Dinge, die ich zu wissen glaube. Was halte ich für eine gute und gerechte Gesellschaft? Die Schülerinnen und Schüler haben hier einen über zwei Jahre einen Raum, in dem sie über Religion und sich selbst – auch kritisch – reflektieren können.

Da sind wir bei der Frage, wie sich denn schon die Ausbildung künftiger Lehrkräfte verändern müsste, um Schule zu einem gerechteren Ort werden zu lassen.

Nun, da wäre es wahrscheinlich sicherlich ganz gut, wenn es mehr Angebote wie *Related* geben würde.

Es ist schon in der Ausbildung wichtig, Begegnungen zu schaffen, die die eben beschriebenen Ungerechtigkeiten konkret werden lassen, bei denen die Studierenden sich selber ein Bild machen können und bei denen stereotype Bilder von Schule aufgebrochen werden. Dafür ist es gut, wenn es schon im Studium **Praxisanteile in der Schule** gibt, wo ich mich als künftige Lehrkraft erproben kann. Außerdem ist es gut, wenn **Seminare mit Lehrpersonen aus der Praxis in den Unis** stattfinden und diese mit Studierenden über ihr Professionsverständnis sprechen können und darüber, was ihren Job im Alltag tatsächlich ausmacht.

Zum Schluss die entscheidende Frage: Kann es denn überhaupt tatsächliche Bildungsgerechtigkeit geben?

In einer idealen Welt ist das wahrscheinlich möglich. Wenn wir sagen, Bildungschancen sollen unabhängig von der Herkunft sein, bedeutet das, dass unser Bildungssystem all die Unterstützung bereitstellen muss, die ein Kind von zuhause nicht bekommt. Dann muss es möglich sein, dass diese Jugendlichen im System Schule **deutlich privilegiert** werden gegenüber besser gestellten Jugendlichen. Ich bin mir nicht sicher, ob wir dazu wirklich bereit sind. Und da wäre es gut, sich ehrlich zu machen und das fehlt mir manchmal in der Debatte.